

Vom Täterschutz zum Opferschutz

Erfahrungen aus der Missbrauchskrise des Jesuitenordens

Seit die sexuellen Übergriffe auf Schutzbefohlene an unseren Schulen und Internaten in Deutschland im Frühjahr 2010 öffentlich geworden sind, haben wir Jesuiten uns mit den Ursachen auseinandergesetzt. Wir haben uns bemüht, auf die Opfer zu hören und die vorherrschende Täterperspektive zu verlassen und unsere heutige Realität ohne Scheuklappen zu sehen. Vermutlich wird es auch in Zukunft sexuelle Übergriffe gegenüber Kindern und Jugendlichen geben. Dass „das Übel sexueller Gewalt aus der Kirche ein für alle Mal ausgerottet wird“, wie es in den vergangenen Jahren gelegentlich gefordert wurde, scheint mir ein frommer Wunsch zu sein, der so verständlich wie unrealistisch ist. Aber Opfer werden schneller Gehör und Hilfe finden. Überall da, wo Erwachsenen Kinder anvertraut sind – in Schulen und Sportvereinen, Jugendeinrichtungen und Pfarren und auch in Familien – wird sich, so ist zu hoffen, Folgendes verändern:

1. Klare Strukturen

Die Erfahrungen der Vergangenheit zeigen, dass das Aufdecken sexuell motivierter Übergriffe oftmals durch unklare Strukturen erschwert, wenn nicht verhindert wurde. Am Berliner Canisiuskolleg meldeten sich in den Siebzigerjahren des vergangenen Jahrhunderts Schüler beim damals amtierenden Rektor, um ihm von Übergriffen eines Lehrers zu berichten. Der Rektor, ein integrierter Mann, der persönlich über alle Zweifel erhaben

war, wies die Schüler mit der Bemerkung „du lügst“ vor die Tür. Es war schlicht jenseits seines Vorstellungshorizontes, dass an seiner Schule so etwas wie sexuell motivierte Gewalt überhaupt denkbar wäre. Personenunabhängige Beschwerdestrukturen gab es damals nicht. Die Jugendlichen blieben allein.

2. geschulte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Als junger Jesuit machte ich 1976-1977 ein längeres pädagogisches Praktikum. Ein Jugendlicher zog mich ins Vertrauen und erzählte, der Pater X. habe „Sex mit einem Jungen gehabt“. Ich weiß noch genau, welchen Mut es mich kostete, als 24-jähriger den betreffenden Mitbruder damit zu konfrontieren. Seine Antwort: „Da ist absolut nichts dran“, habe ich geglaubt. Dass sexuelle Grenzverletzungen fast immer mit einer massiven Realitätsverleugnung verbunden sind, wusste ich damals noch nicht. Dass es im eigenen Orden überhaupt zu so massivem Fehlverhalten kam, war damals jenseits meines Vorstellungsvermögens. Mir war damals auch nicht klar, dass es sich hier um einen Hilferuf nach einer erlittenen Straftat handelte. Inzwischen werden angehende Seelsorger und Pädagogen geschult, hinzuschauen und die richtigen Fragen zu stellen. Solche Fortbildungen müssen zum Standard in der Ausbildung von Jugendseelsorgern und Pädagogen gehören.

3. offene Kommunikation

Notwendig in Familie, Schule, Kinder- und Jugendarbeit, Kirche und Sportverein – überhaupt in allen Feldern, in denen Erwachsene mit Kindern und Jugendlichen in Abhängigkeitsbeziehungen zu tun haben – ist die direkte Auseinandersetzung mit dem Thema „sexueller Missbrauch“. Das bedeutet nicht nur eine akademische, sondern eine persönliche und erfahrungsbezogene Auseinandersetzung. Notwendig ist ein Klima offener Kommunikation. Das heißt nicht, dass alles und jedes mit jedem geteilt wird. Aber Tabu-Themen schaden der Kommunikation. Und wie soll jemand über seine Fragen und auch Verletzungen sprechen können, wenn die Möglichkeit sexueller Grenzüberschreitungen nicht thematisiert wird?

4. erprobte Präventionskonzepte

Inzwischen haben alle Jesuitenkollegien Präventionskonzepte erarbeitet. Es gibt für die Ordensprovinz eine Ansprechperson bei Fällen von Verdacht auf sexuellen Missbrauch, deren Name und Kontaktdaten allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern bekannt ist. Sie arbeitet unabhängig und ist nicht Teil des „Systems“ Jesuitenorden. Alle Jesuiten, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die mit Kindern und Jugendlichen zu tun haben, müssen ein erweitertes Führungszeugnis vorlegen. So ist zu hoffen, dass es künftig besser gelingen wird, bei Verdachtsfällen hin- und nicht wegzusehen und besser zu reagieren als in der Vergangenheit.

5. transparente Machtverhältnisse

Macht ist etwas Gutes. Ohne Macht kann man nichts bewirken. Institutionen verfügen über Macht und verleihen Macht. Die Schule verleiht dem Lehrer

Macht über Schüler. Die Kirche verleiht dem Priester Vollmachten. Institutionen verfügen über Macht, die sie an ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen übertragen. Die Macht der Institution strahlt auf ihre Repräsentanten und Mitglieder ab. Daraus können Anmaßungen entstehen, die sich in der Zugehörigkeit zu der Institution begründen. Kinder und Jugendliche müssen lernen, kirchliche Machtverhältnisse daraufhin zu befragen, ob sie das Leben in seiner Ausrichtung auf Gott und die Mitmenschen fördern oder behindern.

6. optimale Nähe

Bei der Erstkommunionvorbereitung tut ein Pfarrer alles, damit er mit den Kindern nicht allein in einem Zimmer ist, da er sich vor Vorwürfen fürchtet. Er sitzt in einem Raum mit großer Scheibe, damit man von außen hineinschauen kann. Die berechtigte Sorge nach den Missbrauchsfällen um das Wohl von Minderjährigen darf nicht dazu führen, dass menschliche Nähe unmöglich wird. Denn das wichtigste „Medium“ in der Seelsorge ist die zwischenmenschliche Beziehung. Spirituelles Leben gelingt, wenn Entwicklung und Lernen in einem Raum des Schutzes und des Vertrauens möglich wird, und dafür braucht es menschliche Nähe. Während Lehrerinnen und Lehrer im „Zwangssystem“ Schule die optimale – nicht maximale! – Distanz suchen und gewährleisten müssen, geht es im „Freiwilligensystem“ Kirche um die optimale Nähe.

Und für die, die es genauer wissen wollen: Unheilige Macht. Der Jesuitenorden und die Missbrauchskrise, Godehard Brüntrup, Christian Herwartz, Hermann Kügler (Hg), W. Kohlhammer-Verlag Stuttgart 2013, 204 Seiten, ISBN 978-3-17-022503-9